

# filmbulletin



## **Asketisch, ambitioniert, aufwühlend: Saint Omer**

**Mit beeindruckender Genauigkeit rekonstruiert Alice Diop einen realen Gerichtsfall – es geht um Rassismus, Kindsmord und Mutterschaft.**

Text: Julian Hanich

02. März 2023

---

**Regie** Alice Diop

**Buch** Alice Diop, Amrita David, Marie NDiaye

**Kamera** Claire Mathon

**Darsteller:innen** Kayije Kagame, Guslagie Malanda, Valérie Dréville

---

Im Dunkel der Nacht geht eine afrikanische Frau an irgendeinem Strand dieser Welt langsam, aber zielstrebig auf einen stürmischen Ozean zu. Im Arm trägt sie, so vermutet man, ihr Kind. Was hat sie vor, was treibt sie an? Noch bevor böse Ahnungen bestätigt werden, gibt es einen harten Schnitt. Die Erzählung wendet sich plötzlich einer anderen Schwarzen Frau zu. Doch bald stellt sich heraus: Die beiden haben vieles gemeinsam – als wäre die eine ein nur leicht verzerrtes Spiegelbild der anderen. Beide Frauen sind hochgebildet, beide verfolgt ein zerrüttetes Verhältnis zu ihren Müttern, beide sind verwickelt in Beziehungen zu Weissen Männern. Der entscheidende Unterschied: Die in Frankreich lebende Senegalesin Laurence (Guslagie Malanda) steht als Kindesmörderin vor Gericht, während die senegalesischstämmige Französin Rama (Kayije Kagame) als Schriftstellerin die Verhandlung im Saal verfolgt.

Dieser Prozess, der einen realen Fall aus dem Jahr 2013 aufgreift, findet statt ganz im Norden Frankreichs, an der Atlantikküste unweit von Dünkirchen, im Städtchen Saint-Omer. Der Filmtitel Saint Omer lässt den Bindestrich weg, vielleicht um die christlich-abendländischen Wurzeln des Ortes und seine Verbindung zum Heiligen Audomar noch deutlicher herauszustreichen. Es ist jedenfalls eine Umgebung, in die Laurence und Rama nicht zu passen scheinen: Als die Pariserin Rama einmal in eine örtliche Parade der Weissen Landbevölkerung gerät, taumelt sie verwirrt und von der Feierlaune befremdet in ihr Hotel.



Bei den Filmfestspielen in Venedig wurde Saint Omer – neben dem Grossen Preis der Jury – auch mit dem Preis für das beste Spielfilmdebüt ausgezeichnet. Davor hatte Alice Diop, geboren 1979, bereits zwei preisgekrönte abendfüllende Dokumentarfilme vorgelegt. Und das sieht man ihrem neuen Film an. Auch wenn Saint Omer im Kern ein Gerichtsfilm ist, interessiert sich Diop nur beiläufig für die Hauptattraktionen des Genres: die spannungsgeladene Aufklärung des Falles und die bestechende Rhetorik der Plädoyers. In seiner asketisch-beharrlichen Rekonstruktion des Prozesses erinnert der ambitionierte Film eher an das Dokumentartheater der Sechziger Jahre – an Rolf Hochhuth, Heinar Kipphardt und Peter Weiss. Mit geduldig-langen Einstellungen verfolgt Diop neugierig das Ritual der französischen Gerichtsbarkeit, vor allem aber fängt sie ihre Protagonist:innen in klar komponierten Bildern ein und hört ihnen gebannt zu: Es gilt das gesprochene Wort, in all seinen Paradoxien und Grausamkeiten.

Oft sehen wir dabei Laurence mit ausdruckslosem Gesicht im Anklagestand stehen. Sie trägt ein ockerfarbenes Oberteil und verschwindet beinahe vor den Holzpanelen des Gerichtssaals. Später wird sie aussagen, wie wenig sie sich gesehen fühlt in der von Weissen dominierten Gesellschaft. Wie der Protagonist in Ralph Ellisons Roman «Invisible Man» (1952) ist sie durch ihre Schwarze Hypersichtbarkeit zu sozialer Unsichtbarkeit verdammt – vor der Tötung ihres Kindes, so erfahren wir, hatte sich

Laurence kaum mehr aus dem Haus gewagt.

Doch Saint Omer ist nicht nur ein Film über Rassismus. Neben Verweisen auf Marguerite Duras' und Alain Resnais' Hiroshima, mon amour (1959) flicht Diop wiederholt Bezüge zur griechischen Mythologie ein. Über die Kindsmörderin Medea, die hier in Pasolinis Verfilmung (1969) in der Verkörperung von Maria Callas zu sehen ist, wirft der Film die Frage auf, was es heisst, Frau und Mutter zu sein. Diops durchaus verblüffende Antwort darauf lautet: eine Chimäre.



## «Saint Omer» von Alice Diop Trailer OmU

cineworx gmbh



01:47



Text

**Julian Hanich**